



DAS
MAGAZIN
FÜR
LITTERATUR

Inhalt.

Bernhard Kellermann: Der Sohn	S. 49
Alexander Dombrowsky: Von den Königen und der Krone	54
Jean Morel: Henri de Régnier	56
Henri de Régnier: Sechs Gedichte	58
Dr. Max Messer: Vom Wiener Burgtheater . . .	60
Karl Friedrich Nowak: Benzmann als Balladen- dichter.	61
Andreas Königsbauer: Der Tod	63
Johannes Gaulke: Der urnalische Mensch . . .	64
Yvette Guilbert: Die Halb-Alten	67
Jacques Hegner: Die kleine Pannychis	71
Max Freiherr von Münchhausen: Nähkarline . .	75
Gedichte von Max Mell, Hegner, Hermann Wendel	S. 53, 63, 66
Neues vom Büchermarkt	S. 78

MAGAZINVERLAG
LEIPZIG-
REUDNITZ

feine und tiefe Dichtung le sang de Marsyas be-
redten Ausdruck. Nach dem erstorbenen Glanze
des französischen Königtums (cf. salut à Versailles)
ist es die heidnische Griechenwelt, die nun in
Régniers Werken erblüht. Der gewaltige „Pan“,
wohl die Meisterdichtung dieses Bandes, der Lauf
des Kentauren (la course), des Zyklopen Klage
(la plainte du cyclope), sie alle gehören zu dem
vollkommensten, was Régnier geschaffen. Durch
diese Beobachtung und Wiederbelebung der ab-
gestorbenen Kulturepochen gewinnt auch das ihm
stets eigentümliche Gefühl des Zerfließens der
Erscheinung im Strome der allmächtigen Zeit
ein anderes Gepräge. Er singt die Macht des
Menschen, neue Götter zu schaffen:

Car tu es homme et l'homme a gardé dans ses yeux
le pouvoir éternel de refaire des dieux.

Doch nicht nur ernste, gewaltige Dichtungen,
auch liebliche Lieder im Sinne der Odelettes in
den jeux rustiques et divins bringt Régniers
letzte Sammlung. So wirkt denn alles zusammen,
um aus der cité des eaux ein Meisterwerk zu
machen.

Régnier bringt zweifellos eine neue Färbung
in den Charakter der französischen Poesie.
Wohl ist seine Kunst noch nicht in die weiteren
Schichten des großen Publikums gedrungen.
Vielleicht ist es ein gutes Zeichen. Das Urteil
der wenigen, nicht das des großen Haufens
gibt schließlich den Ausschlag. Ein Teil der
jungen Dichtergeneration hat sich um ihn geschart.
Bedeutende Kritiker wie Lanson und Gaston
Deschamps haben sein Verdienst voll anerkannt.
Mehr noch als die Gegenwart ist ihm die Zu-
kunft gewiss.



Henri de Régnier: Sechs Gedichte

Übersetzt von Ernst Stadler

Sonett

(Aus „Œuvres“, 1887).

Der Weg war weit. Hindämmend sank die Nacht.
Und blässer wurden meine Morgenträume.
Da hast du mich zum fernen Schloß gebracht,
das zaubrisch schläft inmitten dunkler Bäume
im wunderlichen Licht des Monds, der einsam
trauert
auf alten, müden Gärten, wo aus Zweigen
von Blütenbüschen, glockenglanzumschauert,
Pagodenprunk und Vogeltempel steigen.
Die glänzgen Purpurvögel deckt ein tiefer Traum.
Die goldnen fische schallen in den Becken kaum.
Die Brunnen sterben rieselnd in den finsternissen ..
Der Moosgrund schauert, wenn dein Kleid darüber
fest,
und meine Hände haft in deine süßen Hände du
gelegt,
die um verborgner Schlösser tiefen Zauber wissen.

-

Leda

(Aus „La cité des eaux“, Paris 1902).

Im Becken, das mit runder Marmorwand
schläfrige flut faßt, wellenüberfaucht
vom Schwan, der tief den Kopf zum Spiegel
taucht,
in dessen grünem Glänzen er sein Auge fand,
wölbt sich ihr Leib, erwartungsvoll gespannt.
Den nackten fuß umspült des Wassers Blüten,
und schmachtend lehnt sie an den Muschelspitzen,
sehnüchtlig suchend langt die starre Hand.

Und Schwäne, die die Nympe müd umschweben ..
Es streift den Leib im Gleiten ihr Gefieder,
ihr weichgeschwungner Hals umkost die Glieder —

Das Erz, das spiegelnd tief im Wasser flürrt
scheint noch in Märchenliebe heiß zu beben,
die selbst im Traum ihr stummes fleisch verwürrt.

-

Der gelbe Mond

(Aus „La cité des eaux“, Paris 1902).

Der lange Tag erlosch im gelben
Leuchten
des Monds, der weich sich zwischen
Pappeln hebt,
indes der Hauch des Weibers, der
im feuchten
Schilfröhricht schläft, duftend im
Dämmer schwebt.

Ahnten wir wohl, als wir im
Sonnenbrand
auf heißem feld und scharfen
Stoppeln schritten,
als unsrer füße Spur im dürrn
Sand
sich purpurn malte wie von blutigen
Tritten,

ahnten wir, als der Liebe flam-
men rot
in unfern gramzerwühlten Seelen
glühten,
ahnten wir, als die heiße Glut
verloht,
dafs ihre Aische unfern Abend tollt
behüten

und dafs der herbe Tag sterbend in
Duft gehüllt
vom Hauch des Weibers, der im
feuchten
Schilfröhricht schläft, hiniöfche in
das gelbe Leuchten
des Monds, der zwischen Pappeln
steigt und still sich füllt?



John Duncan

Der Pavillon

(Aus „La cité des eaux“, Paris 1902).

Der Korb, die Schäfertasche und das Band,
das an dem Stab die Hirtenflöte hält,
das Medaillon, das rund mit schmalem Rand
ein graues Antlitz trägt auf weißem feld,

die Stutzuhr flink, der Pendel säumig singend,
drauf Stund um Stunde tändelnd nach sich hinkt,
des Spiegels Glas, das feucht wie Wasser blinkt,
das Tor halboffen und im Wind der Vorhang
schwingend.

Ein lässig Gehen und ein lässig Kommen,
Gedächtnis und Erinnerung verglommen,
zögernder Schritte Laut, der seltsam klingt —

ein fenster, das den Duft ins Zimmer trägt
von Buchs und Rosen. Und der Wind bewegt
den Leuchter, der am blanken Estrich blinkt.

Dämmerung

(Aus „La cité des eaux“, Paris 1902).

Der Tag verdämmt wie ein seliger Traum.
Wie klar im Abendgold die Lüfte beben!
Und vor der Stunde leisem fingerheben
zaudert der Tag und blasst das Leuchten kaum . . .
Lass tief der Stunde Zauber in dir leben!

Aus Quellen steigen blaue Nymphen auf,
der Eische Leib erschwillt von dunklen faunen,
im flimmerlaub raschelt des Windes Raunen,
wie hastige Schritte schlürft der Bäche Lauf —
und schallend tief erwacht der Wald mit Staunen.

Doch uns, uns glänzt in dieser Wundernacht,
die unfern fufs umschmiegt und uns umzieht,
mein Waldgott rief mir meiner Quelle Lied.
Uns schreckt ihr Schatten, und von ihrer Macht
droht uns ein Schlaf, den Rausch und Schönheit
flieht . . .

Aus „Le sang de Marsyas“

(Aus „La cité des eaux“, Paris 1902).

Marsyas sang.

Erst war es nur ein flüchtig Lied
wie Windeshauch, der weich das Laub durchzieht,
wie Tropfenrieseln, wie ein Bach, der unter Kräutern
rinnt,

wie Regen dann und Wolkenbruch und Wind,
dann wie der Sturm, dann wie das wilde Meer —
dann Schweigen . . . Heller wieder schwebt daher
zu unserm Ohr zitternd der flöte Klang
wie fichtensäufeln, wie ein Immensang . . .
Und wie er träumend in den Abend bläht sein
Lied

erlischt die Sonne hinter Moor und Ried.
Starr stand Apollo, und das Licht zerging
um seinen Leib, und düsterer Schatten hing
sich um ihn tief. Und plötzlich schien er ganz
von Nacht umronnen.

Doch Marsyas vom letzten Glanz umspinnen

der Sonne, die sein Antlitz purpurn überfloß
und heiß sein Vlies mit flammen übergoss,
bläht immer noch, berauscht vom Glanz der Stunde,
das flötenrohr erglüht wie gleißend Gold an
seinem Munde.

Und alles lauschte auf des Satyrs trunknes Lied,
und alle, offenen Mundes, harrten auf den Spott
Apolls. Hingen an seinen Zügen. Doch der Gott
stand starr wie Erz, schweigend, regte kein Glied.
Da bog, die klaren Augen tief in seine senkend,
jäh das flötenspiel

Marsyas übers Knie, und klirrend brachs und fiel.

Ein Schreien, Hohngelächter, Fußstampfen,
taumelnd, toll —

Dann jähes Schweigen: denn Apoll,
glühend vor Zorn und Scham, aus Lärm und Hohn
wandte sich schweigend ab und schritt davon . . .



Vom Wiener Burgtheater

von Dr. Max Messer

Im Wiener Burgtheater konzentriert sich die gesamte österreichische Kultur, sowie der geistige und künstlerische Gehalt der uralten Kaiserstadt, insofern beide noch unbeeinflusst sind von jener spezifisch modernen Strömung, welche mit ihrer revolutionären Tendenz in allen geistigen Dingen seit zwei Jahrzehnten, wieder von Paris ausgehend, die Welt erobern zu haben schien.

Wer wissen will, was österreichisch im Laufe der Jahrhunderte geworden und bis auf die jüngste Zeit geblieben ist, der gehe in den weiten, schimmernden Kunsttempel am Franzensring und genieße dort die höchste Blüte einer zwar vergangenen, aber noch immer mächtigen und auch in die Zukunft wirkenden Epoche.

Die obersten Gesetze des Burgtheaters sind auch im zwanzigsten Jahrhundert noch: Stil und Tradition. Merkwürdig, man hat öfters versucht, neuen Wein in die alten Schläuche zu tun, aber immer noch war der traditionelle Geist dieses Theaters stärker als die mutwillige Kraft jugendlicher Neuerer und Versucher. Das sah man unter der Direktion des Brausewinds Burckhardt und das sah man auch bald nach dem Einzuge des Berliner „Modernen“ Schlenker

Beide traten ihr Amt mit ehrlichen Hoffnungen an, und beide wurden alsbald der geheimnisvollen

Macht gewahr, die ihren heißen Atem fühlte, ihre ungetümmten Bewegungen mächtigte und sie in ihren Bann zwang.

Der letzte lebende Zweig unserer großen klassischen Litteraturepoche ist das Wiener Burgtheater. Trotz Ibsen, Hauptmann, Kainz und Mitterwurzer sind auf dieser Bühne allein noch jener Rhythmus, jenes Pathos der Rede zu vernehmen und jene einfachen, bedeutenden Gesten und Bewegungen zu sehen, welche den Beifall eines Goethe zu finden geeignet wären.

Dies hängt wesentlich damit zusammen, daß das Burgtheater ein Hoftheater ist.

Nur langsam und verspätet dringt der heiße Brodem der Neuen bis in die Höhen der herrschenden, vom Glanze des Gewesenen zehrenden Kreise. Das Beste der Vergangenheit bietet sich diesen. Der Drang nach Neuem wird durch die goldigste Brustwehr der Vergangenheit abgewehrt.

Das Neue, Revolutionäre entsteht ja immer in jenen Schichten der Gesellschaft, welche von den köstlichen Schätzen der Vergangenheit kaum mehr als einen blassen Schatten sehen und genießen können. Der Mangel erzeugt das Neue und damit den Fortschritt des Geistes.

Jene Kreise der Gesellschaft, welche noch im Überflusse der Vergangenheit leben und allen